RISS

RISS – Zeitschrift für Psychoanalyse

Artikel

Philologie, Kryptonymie

Dominik Zechner

Der Aufsatz interessiert sich allgemein für das Verhältnis von Philologie und Psychoanalyse – und, konkreter, für die philologische Bewegung dessen, was Abraham und Torok Kryptonymie nennen. Im Zentrum stehen Texte und Thesen Werner Hamachers, die als Spätwerk eine Art philologisches Projekt ergeben. Dieses hat, so meine These, seine Wurzeln in der frühen Arbeit, die Hamacher als deutscher Übersetzer des *Verbier de l'homme aux loups* verrichtete. So hat sich die Kryptonymie in die Philologie eingeschlichen, dort gedichtet und für Verdichtungen gesorgt und zwischenzeilig ihre Marken und Namen hinterlassen.

Philology, Cryptonymy
This essay is generally interested in the relationship between philology and psychoanalysis – and, more specifically, in the philological movement of what Abraham and Torok call »cryptonymy«. The focus lies on Werner Hamacher's late texts and theses, which form a kind of philological project. Adding another thesis, I claim that Hamacher's philology finds its roots in the early translation work that he carried out as the German translator of the *Verbier de l'homme aux loups*. In this way, cryptonymy has crept into philology, both condensing and poeticizing it, leaving its covert marks and silent names between the lines.

Philologie, cryptonymie
Cet essai se penche sur la relation entre la philologie et la psychanalyse – et plus particulièrement sur le mouvement philologique que la psychanalyse nomme »cryptonymie«. L'accent est mis sur les textes tardifs et les thèses de Werner Hamacher, qui constituent une sorte de projet philologique. Je soutiens que la philologie de Hamacher est ancrée dans le premier travail de traduction qu'il a effectué en tant que traducteur allemand du *Verbier de l'homme aux loups*. Ainsi, la cryptonymie s'est glissée dans la philologie, la condensant et la poétisant, laissant ses marques secrètes et ses noms silencieux tapis entre les lignes.

RISS – Zeitschrift für Psychoanalyse, 102 (2026): *Nicolas Abraham. Poetik – Phänomenologie – Psychoanalyse*, S. 75–88.

DOI: 10.21248/riss2025.101.100
ISBN: 978-3-911681-05-6
ISBN (E-Book): 978-3-911681-06-3
ISSN: 1019-1976
eISSN: 2944-0122
Veröffentlicht: 03. November 2026

Diese Veröffentlichung, bis auf ausdrücklich gekennzeichnete Ausnahmen, steht unter der Creative-Commons-Lizenz »Namensnennung-Share Alike 4.0 International« (CC BY-SA 4.0). Der Text der Lizenz ist unter https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/legalcode.de abrufbar. Eine Zusammenfassung (kein Ersatz) ist unter https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de nachzulesen.

Philologie, Kryptonymie

Dominik Zechner

»Qu'elle se veuille agent de guérison, de formation ou de sondage, la psychanalyse n'a qu'un médium: la parole du patient. L'évidence du fait n'excuse pas qu'on le néglige. Or toute parole appelle réponse.«[1] Die Psychoanalyse, so Jacques Lacan im Jahr 1953 in Rom, habe ein einziges Medium, nämlich das Sprechen ihres Patienten. Die Psychoanalyse finde als Sprache in der Sprache statt, sei mithin ein Sprachgeschehen. Die von Lacan beschworene Rückkehr zu Freud wird zur Chiffre einer Rückbesinnung auf den sprachlichen Ermöglichungsgrund allen psychoanalytischen Zu- und Eingriffs. Freud nämlich habe die Psychoanalyse als ein Studium jener Wirkungen aufgezogen, die unsere symbolische Verfassung zeitigt. Da aber Psychoanalyse nur sprachlich sich ereignen kann, müsste ihr, schon allein, damit sie nicht den Grund unter sich verliert, eine Befragung dieser ihrer Möglichkeitsbedingung aufgetragen sein. Anders gesagt, müsste die Psychoanalyse, um sich selbst verstehbar zu werden, permanent sich nach jenem Medium erkundigen, das ihr Raum gibt, sie stattfinden lässt. Sie müsste, kurzum, danach fragen, was denn Sprache eigentlich sei. In ihrer fundamentalen Ausformung kann die Psychoanalyse also nicht umhin, linguistisch zu agieren – allerdings nicht im Sinne einer Versachlichung von Sprache, sondern als affektiver Zug auf Sprachlichkeit, wie er im Begriff der »Philologie« anklingt. Da sie sich – so Lacan – *ausschließlich* aus Sprechakten und also im Feld der Sprache entfaltet, ist der Psychoanalyse notgedrungen ein Zug aufs Wesen der Sprache, ein Interesse an Sprachlichkeit an sich, eingeschrieben. Sie muss, um allererst Psychoanalyse sein zu können, schon Philologie sein.

Zwischen Psychoanalyse und Philologie bestünde demnach eine enge Verwandtschaft. Genauer wäre zu formulieren: zwischen einer *bestimmten* Psychoanalyse und einer ebenso *bestimmten* Philologie. Diese singuläre Bestimmung drückt sich bei Lacan in der Abwehr gegen eine ganze Reihe an Bestrebungen aus, psychoanalytische Verfahren an die Biologie, Neurowissenschaft, Verhaltensforschung, oder diverse Objektbeziehungstheorien zu binden.[2] Die Rückkehr zu Freud ist eine Rückbesinnung auf Sprache im Sinne des ersten psychoanalytischen Sprachdenkers. Rückkehr und -besinnung sind allerdings, sofern sie sich auf Sprache beziehen, immer auch Vorausschau, namentlich darauf, was noch ungesagt ist, was noch zu sagen bleibt. So blickt die Psychoanalyse Lacans in der Rückschau voraus auf eine emphatische Bestimmung von Philologie, deren psychoanalytisches Erbe noch genau zu bestimmen ist.

Zentrale Stimme dieser Bestimmung ist die des am 7. Juli 2017 verstorbenen deutschen Literaturtheoretikers Werner Hamacher, dessen Interesse in den letzten Jahren seines Schaffens zunehmend diesem alten Begriff galt – *Philologie*. Diese Liebe zum Wort ist nicht zunächst der emotionale Ausdruck derer, die philologisch agieren, sondern sie beschreibt eine Art ursprünglichen Narzissmus der Sprache selbst – mithin dasjenige, was Hamacher ihre »Selbstaffektion« nennt: »Sprache ist Selbstaffektion im anderen ihrer selbst. Philologie ist Philophilie.«[3] Philologie ist also weder eine Tätigkeit, zumal nicht die eines Lesers, noch eine Methode, die auf den wahren Kern von Sprache abstellte, sondern die Bezeichnung eines innersprachlichen Affekts, der sprachlichen Ausdruck deshalb zulässt, weil in der Sprache sich die Sprache als sich selbst fremd, als ihre eigene Selbstentfremdung, affiziert. Als Affektaffizierung ist die Philologie daher nichts anderes als Philophilie, also das Liebeslieben dessen, das in der Liebe der Sprache die Liebe der Sprache liebt.

Wenn aber die Philologie als Sprachver*a*nderung, und also als der sprachliche Zug aufs andere, zu bestimmen ist, sind die *95 Thesen zur Philologie* nicht nur Mitteilung darüber, was die Psychoanalyse als Sprachanalyse ermöglicht, sondern auch darüber, was an der Philologie immer schon psychoanalytisch ist.[4] Denn das psychoanalytische Subjekt ist – wieder mit Lacan – als Frage konstituiert: »Ce qui me constitue comme sujet, c'est ma

question. Pour me faire reconnaître de l'autre, je ne profère ce qui fut qu'en vue de ce qui sera. Pour le trouver, je l'appelle d'un nom qu'il doit assumer ou refuser pour me répondre. [Was mich als Subjekt ausmacht, ist meine Frage. Um mich dem anderen wiedererkennbar zu machen, verlautbare ich nur das, was war, im Hinblick auf das, was sein wird. Um ihn zu finden, rufe ich ihn bei einem Namen, den er annehmen oder verweigern muss, um mir zu antworten.]«[5] Weder *Fragender* noch *Befragter*, ist das Subjekt die klaffende Offenheit der Frage selbst, die, dem Wesen der Frage entsprechend, über sich selbst hinausweist. Sofern sie keine rhetorische ist, ist die Frage nämlich auf einen anderen angewiesen, der als Antwort in Frage kommt, bei dem des Rätsels Lösung vermutet wird. Als Frage weist die Frage strukturell über sich selbst hinaus – ist sie proleptischer Vorgriff auf eine Sprache, einen Sprechakt, eine Aussage, die noch aussteht. Mithin ist die Frage fundamental ein Ausstand, ihre Existenz radikal fraglich.

Während die Psychoanalyse das Subjekt als Frage – sich die Frage als Subjekt – formuliert, fragt die Philologie: Wer spricht? Und sie »fragt nicht nur«, schreibt Hamacher, »nach einem Sprecher, sondern nach einer vielleicht unabsehbaren Pluralität an Sprechern und Vor- und Mit- und Nachsprechern – und fragt so nach ›sich selbst‹.«[6] Sie fragt, anders gesagt, nach der Möglichkeit eines – und nicht nur eines – Sprechers, und da diesen Sprecher sein Fragen konstituiert, stellt sie notwendig die Frage nach der Frage. Indem sie sich danach erkundigt, wer fragt, befragt die Philologie die Möglichkeit der Frage, fragt, wie gefragt wird, und stellt mit der Frage nach der Frage implizit und grundlegend die Frage nach der Sprache – denn die Antwort aufs *qui parle?* muss notwendig und immer »Sprache« lauten: »Da es Fragen nur in der Sprache – und sei sie die der Gesten, des Verhaltens, der gesellschaftlichen Organisation – gibt, ist die Frage nach der Frage in jeder ihrer Bewegungen eine nach der Sprache.«[7] Diese Selbstbefragung der Frage wäre also ein anderer Name, oder ein anderer Modus, der sprachlichen Selbstaffektion, welcher die Philologie grundlegend nachdenkt, aus welcher sich ihr Nachdenken ergibt, die ihr zu denken gibt. Denn die Fraglichkeit der Frage hat als Gegenstand kein Etwas mehr, sondern zielt auf die eigene Möglichkeit, eine Frage zu stellen.

Die Bestimmung dieser Möglichkeit erörtert die Stelle all jener, die Fragen stellen, also fragend sich *als Frage* stellen.

Die Psychoanalyse vollzieht sich als ein Sprachgeschehen, das das Subjekt als Frage konstituiert. Sie muss also, um ihrem Auftrag nachzukommen, einen Begriff dessen entwickeln, was Sprache sei, muss, um als Psychoanalyse stattfinden zu können, schon Philologie betreiben. Andersherum stellt die Philologie, wenn sie danach fragt, wer denn hier spricht, bereits eine psychoanalytische Frage. Sie befragt denjenigen, der sich als Frage konstituiert und befragt somit die Frage als Frage, fragt, was denn eine Frage sei, und schließt im Aufwerfen der Fragfraglichkeit die Sprache – selbstaffizierend – mit sich kurz. *Qui parle?* bezeichnet somit die philologische Frage nach der Möglichkeit der Psychoanalyse und markiert gleichzeitig die psychoanalytische Instanz in der Grundbewegung der Philologie. Erkennt die Psychoanalyse das Subjekt an seiner Sprachlichkeit, so erkennt die Philologie im ihr inhärenten Aufeinandertreffen von Sprache und Sprache die Möglichkeit von Sprechen, Mitsprechen, Anderssprechen – und auch von Schweigen. Die Behauptung, die Philologie erstrecke sich aufs Feld der Sprache, die Psychoanalyse hingegen auf die *parole* des Sprechens, griffe demnach zu kurz – denn als philologisch erweist sich, was im Sprechen sich der Sprache verdankt, und psycho-, das heißt logo-analytisch, ist dem zu begegnen, was in der Sprache spricht – und in diesem Sprechen implizit fragt: *Was ist das – die Sprache?*

❦

Das Verhältnis zwischen Philologie und Psychoanalyse scheint offen dazuliegen. Bezieht man es allerdings auf Hamachers Schaffen im Ganzen – so unfertig es sich darstellt –, findet sich kein zu Ende gedachtes Theorem, das die Beziehung erschlösse. Stattdessen stößt man auf Bruchstücke und Hinweise, deren potentielles Zusammengehören selbst den philologischen Eingriff fordert, um verstehbar zu werden. In Hamachers Texten, anders gesagt, kommt die Psychoanalyse selten vor, zumindest nennt er sie nicht oft beim Namen. Das gilt zumal für die mittlerweile kanonischen Essays zu Literatur und Philosophie, wie sie etwa

in *Entferntes Verstehen* versammelt sind. Schon die Rekonstruktion des Begriffs der Lektüre bei Hegel, wie sie in Hamachers Dissertation aus dem Jahr 1976 fungiert, kommt ohne Freud allerdings nicht aus.[8]

Die wohl prominenteste weil offensichtlichste Auseinandersetzung mit dem psychoanalytischen Begriffswerk kam jedoch erst nach beträchtlicher Inkubationszeit, und zwar in einem Vortrag aus dem Jahr 2002 mit dem Titel »Arbeiten Durcharbeiten.« Er beruht auf der Annahme, dass der Faschismus den philosophischen Begriffsapparat kompromittierte, zumal den Begriff der Arbeit, denn »Arbeit ist die Form des Überlebens des Faschismus«.[9] Deshalb sei das Arbeiten selbst durchzuarbeiten, so allerdings, dass das Durcharbeiten die Möglichkeit des eigenen Abbruchs miteinarbeitet, denn es wird »kein Durcharbeiten […] geben, [das] sich nicht *in extremis* als Aus-setzen oder Entsetzung der Arbeit […] verhält«.[10] Um sich *als Arbeit* nicht noch selbst zu kompromittieren, müsste das Durcharbeiten demnach *im Arbeiten* die Möglichkeit dessen erschließen, was nicht, nicht mehr, oder noch nicht Arbeit ist, was sich nicht zum Werk vervollständigt oder als Produkt feiert, worin kein Geist sich verwirklicht. Es wäre nicht schlicht Arbeit an der Arbeit, sondern ein Hindurchreichen durch diese, ins Entsetzliche ihres Jenseits, wo sie aussetzt und Ungesetztem Raum gibt.

Weitere Hinweise auf das verhaltene Verhältnis Hamachers zum Erbe Freuds beziehen sich auf das Ereignis der Dichtung, besonders auf den Dichter Jean Daive, dem der Nachlassband *Keinmaleins* ein Stück widmet. Darin wird Paul Celans sogenannte Goll-Affäre im Sinne einer Theorie der Suggestion verhandelt, die sich zentral auf das psychoanalytische Motiv des Inzests bezieht.[11] Schon ein Jahrzehnt davor markierte Hamacher die psychoanalytischen Tropen Daives, wie sie in dessen Gedichtband *W* erscheinen. Hamacher übertrug den Band ins Deutsche und versah ihn mit einem Begleitaufsatz, der keine Zweifel daran lässt, dass Daives großangelegtes Gedicht »mit der Psychoanalyse genannten Praxis die tiefsten Sympathien unterhält«.[12] Zwar gehe es darin um keine tatsächliche Fallgeschichte, wohl aber um »das Stenogramm einer inszenierten, einer geschriebenen, erzählten, gedichteten Erfahrung, in der das Dichten, das Erzählen und Schreiben mitsamt seinen psycho-

analytischen Koordinaten auf dem Spiel stehen.«[13] Die Dichtung wird so zum Relais zwischen Philologie und Psychoanalyse – nicht, weil sie Fallgeschichten als Stoff verhandelt, oder die psychoanalytische Situation thematisch werden lässt, sondern weil die poetische Erfahrung selbst psychoanalytischen Koordinaten unterliegt, mithin in einem Raum verläuft, der zwar nicht der Psychoanalyse gehört, dem diese aber wesentlich angehört.

In diesem Raum vollziehen sich, umgekehrt, sämtliche philologischen Akte, zu denen sich die Psychoanalyse befähigt. Und dies gilt nicht nur für das Dichten jener, die mit der Praxis der Psychoanalyse die größten Sympathien unterhalten. Im philologischen Spätwerk, wenn man es so nennen darf, geht nämlich Hamacher mit vehementer Offensichtlichkeit auf das sprachliche Gespür der Grundautoren und -autoritäten der Psychoanalyse selbst ein. So zitiert die 76. These jenen Brief Freuds an Fließ, worin ein translinguistischer Rückgriff das Ereignis dessen ermöglicht, was Freud »Deutung« nennt. Der Patient erkennt – besser: *hört* – im Erinnerungsbild eines Käfers die homophon verhalten-versteckte französische Frage *que faire?* Das so konstituierte Subjekt ist die erste Geliebte, die Französin gewesen war und deren Erinnerung eine philologische Wahrheit laut macht: »Philologie: es dahin bringen, daß sich die erste Liebe wiederholen lässt, daß sie sich das Wiederholen gefallen läßt.«[14] Die Frage *was tun?* beantwortet sich mithin selbst – beantwortet sich mit sich selbst –, denn in ihrer französischen Formulierung ist der Akt, nach dem sie fragt, als Wiederholung der ersten Liebe bereits vollzogen. Das Wort von der ersten Liebe sagt keinen aufgesetzten Kitsch, sondern macht sich in den *Thesen* als die Rede von der ersten *philía* erkennbar. Wenn es nämlich heißt, die Dichtung sei »*prima philologia*«,[15] dann ist damit nicht nur etwas über die Möglichkeit der ersten Philologie ausgesagt, sondern, grundlegender, die Philologie als Philophilie und also als Liebesliebe ins Wort gefasst. Es ist also nicht die Methode der Verdichtung – und also der Dichtung –, die im Käfer-Bild die Wahrheit *que faire?* als Chiffre der ersten Liebe aufscheinen lässt, sondern es ist der Akt der dichtenden Verdichtung selbst, der die *prima philía* als erste Liebe wiederholt – und so im Wiederholen vielleicht zum allerersten Mal aussagt. Meine erste Liebe, die Dichtung.[16]

In der Übersetzungsleistung, die im Käfer die entscheidende Frage hört und den Käfer als Subjekt der Frage, ihn als Subjektfrage erkennt, spiegelt sich die Grundlage von Hamachers fragmentarischem Nachdenken. Was im *que faire?* der *95 Thesen* mündet, begann nämlich als Übersetzungsarbeit. Und zwar in den späten siebziger Jahren, mit zwei Bänden aus dem Werk Jacques Lacans. Einerseits machte sich Hamacher mit der Übertragung des *Seminaire I* verdient, andererseits übersetzte er gemeinsam mit Ursula Rütt-Förster Texte zur Verneinung, wie sie nun in den *Schriften III* enthalten sind.[17] Im Jahr 1979 folgte außerdem die Übertragung des *Verbariums des Wolfmanns* von Nicolas Abraham und Maria Torok, mitsamt dem von Jacques Derrida beigesteuerten *fors*-Wort.[18] Die darin entwickelte Kryptonymie wird lesbar als eine radikale Philologie, deren Deuten sich nicht als Feststellen einer Bedeutung, sondern als translinguistische Verdichtungslehre und damit als ein Dichten vollzieht. Vielleicht ist *Käfer* so etwas wie das erste Kryptonym der Psychoanalyse.

Philologie ist Kunde des noch Ungesagten: »Die Elemente der Sprache erläutern einander. Sie sprechen für das, was vom Gesagten noch zu sagen bleibt; sie sprechen als philologische Zusätze zu einander.«[19] Wenn es etwas wie Sprache gibt, dann nur im Sinne einer indefiniten Offenheit, die die Elemente der Sprache daraufhin öffnet, was in dieser Sprache noch ungesagt ist. Dieses Ungesagte, dem als Ungesagtem in der Sprache ein Nichtsprachliches eignet, wird aber nicht direkt ausgesprochen. Wäre ein solches Aussprechen, eine Aussprache der Sprache mit sich, wäre die erschöpfende Sprachaussprache möglich, dann wäre alles noch Ungesagte bloß abzählbares Element im Bereich des grundsätzlich Aussagbaren, wäre Sprache also ein geschlossenes System, innerhalb dessen sämtliche Elemente zähl- und erzählbar wären. Dass dem nicht so ist, bedeutet die Präposition *für*, die in Hamachers These das Verhältnis der Sprache mit dem aussagt, was in ihr noch zu sagen bleibt. Die Elemente der Sprache nämlich *sprechen für* das Ungesagte – setzen diesem, in

seiner Ungesagtheit, also nicht bedrohlich zu, sondern steuern ihm, supplementär, Zusätze bei: »Wenn die *Elemente der Sprache* advokatorisch – und, in diesem Sinn, philologisch – *für* das sprechen, was *noch zu sagen bleibt*, so ist noch ihr *für* nicht nur ein ›anstatt‹, sondern auch ein ›zugunsten‹«.[20] Das in der Sprache noch Ungesagte fordert nicht das Substitut, sondern das Supplement, mehr noch, es ist der Empfänger jener »Gunst«, die ein Fortsetzen von Sprache allererst erlaubt. Gerade in ihrem Hinhalten aufs Ungesagte in seiner Nichtsprachlichkeit spricht Sprache also weiter und spricht in diesem Weitersprechen für und anders, spricht sie *für anderes*.

Diese Bewegung spiegelt sich im Fall des Wolfsmanns, woraus die Lehre von der Kryptonymie sich ableitet: »Seine ganze Hoffnung war der Professor. Er würde ihm alles sagen, ohne etwas auszulassen. Ja, alles, außer … einer Sache: dem Unsagbaren.«[21] In der Öffnung dieser Hoffnung findet das Aussagen von *allem* Sagbaren nur unter der Bedingung einer Auslassung statt. Sprache ist eine Unterlassungshandlung. Es kann nämlich nur unausgelassen – und also ausgelassen – gesprochen werden, indem man auslässt, was das *Sagen von Allem* als die totale Aussage im Nicht der Unsagbarkeit als unverrückbare verrückte Bedingung bestimmt. Diese Aussage wäre dann ein Sprechen in sprachlichen Zusätzen, in zugesetzten Sätzen, die einerseits für einander, andererseits, elementar, dafür sprächen, was dies Alles aus-lässt und ihm so erst einen grundlosen Grund gibt. Alles zu sagen, heißt: *für* das Unsagbare sprechen und also gerade nicht *alles* zu sagen. Es ist die ganze Möglichkeit des Sprechens als gründend in der eigenen Auslassung.

»Alles zu sagen, wäre der Orgasmus«[22] – also der volle Genuss als Auslöschung des Genusses, wäre das Ende der Gunst als Verausgabung von Sprache, Kollaps der sprachlichen Selbstaffektion als Ent-sprechung jener Fürsprache, die die auslassend-ausgelassenen Substitutionsketten der Sprache ins Wort setzt. Philologie wäre somit ein anderer Name für die Liebe zu diesem Unsagbaren, denn der Krypto- als Philologe hofft auf »dasjenige Wort […], dessen geheimer Liebhaber er« ist und das er als »Objekt […] während seines ganzen Lebens in seinem Besitz« hält.[23] Der Wolfsmann hoffte also auf den Professor, mehr noch aber auf das Wort, das er diesem vorenthielt. So entblößt

die Spannung zwischen Hoffnung und Besitz in dieser Sentenz das Besitzverhältnis als untragbar. Nicht der Kryptologe besitzt das unsagbare Wort, sondern dieses besitzt ihn, indem es seinen Diskurs insgeheim bestimmt, indem es ihm die totale Aussage nur unter der Bedingung der entscheidenden Auslassung verspricht.

Was die Kryptonymie nachzeichnet, ist mithin ein Sprechen der Sprache mit dem Nicht ihrer eigenen Sprachlosigkeit, die als Quelle allen Sprechens im Unerreichbaren quillt. Auch hier erläutern die Elemente der Sprache sich gegenseitig, so aber, dass sie das Geheimnis ihrer Sprachlosigkeit nicht aussprechen, sondern auf eine Weise sprechen, dass dieses Sprechen sich, günstig, aus jener »Sache« ergibt, die unsagbar bleibt. Will man das Geheimnis mit einem Ur-, Schlüssel- oder Zauberwort bezeichnen, wesentlich bleibt die ihm eigene Aphasie, eine Art Stummheit, die sich nicht brechen lässt, aus welcher sich aber allerhand Sprachgesten ergeben. Das Kryptonym ist ein sprachlicher Zusatz, die fürsprachliche Setzung eines sprachlichen Elements *zugunsten* eines »*Tabu-Wort*[*s*]« (»*mot-tabou*«), das unaussprechlich in der Krypta sitzt.[24]

Wie die Philologie ist die Kryptonymie Lehre von der Sprachwirklichkeit, denn es »ist nicht eine Wörter *enthaltende* Situation, die verdrängt worden ist […], sondern es sind *die Wörter selbst, die das Begehren ausdrücken und als Generatoren einer zu meidenden und nachträglich zu annullierenden Situation angesehen werden*«.[25] Das Wort ist nicht mehr mimetischer Nachtrag zu einer phänomenalen Situation oder Erfahrung, sondern es ist selbst das Paradigma jeder situationellen Erfahrung. Was nichts anderes heißt, als dass Sprache keine erfahrbaren Phänomene mehr abbildet, sondern das Phänomen in seiner Erfahrbarkeit sich dem verdankt, was hier *Generation* genannt wird. Die Wörter sind nämlich keine Repräsentanten einer sogenannten Wirklichkeit, sondern sie *nennen* die Wirklichkeit, und zwar *so* wie sie sie hervorbringen.[26] Es gibt in dieser Erfahrungswelt keine Gegenstände mehr, die sich von Wörtern *bezeichnen* ließen, sondern es gibt Wort-Objekte, die ihren Gegenstandscharakter eben ihrer Sprachlichkeit verdanken. Die Rhetorik des Wolfsmanns bezieht sich deshalb nicht referentiell auf Dinge, sondern

vollzieht sich zwischen den Wörtern als intralinguistisches Geschehen.

Die Linguistik der Kryptonymie nennt drei Bestandteile, die die Struktur dieser Bewegung ausmachen: Die Sache, das Allosem, das Synonym. Ihr Verfahren folgt der »lexikologischen Kontiguität verschiedener Bedeutungen ein und desselben Wortes, das heißt von *Allosemen*, wie sie im Repertoire eines Wörterbuchs aufgeführt sind.«[27] Diese Alloseme lassen sich wiederum durch Synonyme ersetzen, deren Existenz zurück aufs Unaussprechliche der Krypta verweist. Die Sache ist das tabuisierte »Schlüsselwort« (»mot clef«),[28] das als Fetisch im Unbewussten sitzt, dessen Grenzen nur in der Form des Allosems übertreten werden können. Als Wort kann die Sache daher nur *Un*wort sein, die bare Ent-wortung der Sprache, die nur auf Umwegen, im *für* eines Supplements, zur Sprache gelangt. So steht die Sache als das zur Sprache, was dieser inwendig widersteht. Zum Kryptonym wird sie, wenn sich ihr Allosem auf der Ebene des Bewusstseins in Synonyme fortsetzt. Anders gesagt, gibt es das Urwort nur als Anderssagen, und die totale Aussage, die sich aus ihm speist, wird notgedrungen zur Allegorie, deren permanente Ver*a*nderung das zu sagen erlaubt, was zu sagen bleibt. Diese Erlaubnis beruht jedoch auf dem Entzug jener Sache, die sich der Aussage prinzipiell verschließt. *Schweigen ist der Sprache Sache*. In der Allegorie überlebt diese Sache als dasjenige, was in der Sprache sich der Versprachlichung widersetzt.[29]

Die lexikologische Kontiguität, aufgrund derer Abraham und Torok das Allosem definieren, ist auf keine Einzelsprache reduzierbar, sondern realisiert sich als »wahrhaft babylonischer Jargon«,[30] worin Sprache mehrsprachig auf sich bezogen ist. Im Falle des Wolfsmanns impliziert diese Dynamik mindestens die Sprachen Russisch, Deutsch und Englisch. Die Affinität dieser Sprachen wird allerdings von keinem Referenz- als Intentions- oder Vorstellungszusammenhang legitimiert, sondern durch ein Reimschema. Diesem geht es weder um ein gemeinsam Gemeintes, noch um die Art des Meinens, sondern um einen Klang, der sich translinguistisch realisiert: »Ein unaussprechliches Wort, sodann sein Reim; oft zieht ein und dasselbe Wort, entsprechend dem jeweiligen zufälligen Kontext, mehrere Reime nach sich.«[31] Sowohl auf der translinguistischen Ebe-

ne der Sprachenverdichtung wie auf der phonologischen Ebene des Reims und seiner Verlautbarung, gibt sich die Kryptonymie als Poetik zu erkennen.

»Wenn Dichtung Sprache *in extremis*« und gerade ob dieser Extremität *erste Philologie* ist,[32] dann heißt diese Philologie, allosemisch und allegorisch immer dann Kryptonymie, wenn sie sich mit Sprachverdichtungen befasst, die auf jenes Moment innerhalb der Sprache verweisen, das noch unversprachlicht, vielleicht sogar unsprachlich, ist. Dichtung wäre dann so etwas wie die Urhandlung des stummen Worts als die Verhandlung jener Ausnahme, die nicht nimmt, sondern gibt – im Sinne der Gunst eines »zugunsten« als der *Fürsprache* des Gesagten für das, was selbst nicht sprechbar ist. Hamacher findet so ein Kryptonym, das aufs stumme Wort verweist, bei Paul Celan. Dieser verwendet in seinem Gedicht *Aus dem Moorboden* ein geheimnisvolles Substantiv, dem ein indefiniter Artikel vorangestellt ist: »ein Häm«.[33] Die kryptonymische Verdichtung dieses Worts, das in keinem Wörterbuch auftaucht, erläutert Hamacher raumgreifend, indem er an ihm eine Vielzahl translinguistischer Mutationen ausweist, vom jiddischen *Hajm*, dem hebräischen *Em*, dem deutschen *Heim*, zum griechischen *Haima* usf., was einerseits seine Sprachdichte, andererseits seine Reimhaftigkeit demonstriert, das von »Häm« angedeutete Urwort aber nicht zu Tage befördert: »›Häm‹ spricht, aber gehemmt, es spricht und spricht nicht und läßt also in seinem Sprechen das Nichtsprechen mitsprechen und mitschweigen.«[34] Gehemmt und gehämmt, richtet sich, verhalten, sein Sprechen auf jene Vakanz in der Sprache, welche sich dem Sprechen beigesellt, *für* welche und *in* welche alles Sprechen einsteht, die aber selbst nicht spricht. Es ist Kryptonym einer Sprachauslassung auf deren Basis *ein Häm* ausgelassen weiterreimt.

1. Jacques Lacan, *Fonction et champ de la parole et du langage en psychanalyse*, in ders., *Écrits*, Paris 1966, Seuil, 237–322: 247.
2. Schon das Motto der Rom-Rede wendet sich ironisierend gegen die Neurobiologie. Vgl. ebd., 237.
3. Werner Hamacher, *95 Thesen zur Philologie*, in ders., *Was zu sagen bleibt*,

Schupfart, Engeler 2019, 52–78: 58 [= 25. These].

4. Schon früh begreift Hamachers Sprachdenken das Verstehen als angewiesen auf jene »Bewegung, durch die jede Rede auf eine andere zuhält, als die apriorische Ver*a*nderung der eigenen Rede« (Werner Hamacher *Das Versprechen der Auslegung. Zum hermeneutischen Imperativ bei Kant und Nietzsche*, in ders., *Entferntes Verstehen. Studien zu Philosophie und Literatur von Kant bis Celan*, Frankfurt a.M. 1998, Suhrkamp, 49–112: 52). Das Prädikat »apriorisch« weist darauf hin, dass dem *anderen* im Zuge dieser Sprachbewegung kein intaktes *Selbst*, keine stabile Identität, vorgelagert ist.

5. Lacan, *Fonction et champ de la parole et du langage en psychanalyse*, 299.

6. Hamacher, *95 Thesen zur Philologie*, 68 [= 67. These].

7. Hamacher, *Für – die Philologie*, in ders., *Was zu sagen bleibt*, 7–49: 14.

8. Vgl. Hamacher, *pleroma – zu Genesis und Struktur einer dialektischen Hermeneutik bei Hegel*, Frankfurt a.M. 2021, Klostermann. Vgl. besonders die Diskussion des Fetisch-Begriffs im ersten Teil, 36–98.

9. Hamacher, *Arbeiten Durcharbeiten*, in Dirk Baecker (Hg.), *Archäologie der Arbeit*, Berlin 2002, Kadmos, 155–200: 157.

10. Ebd., 191. Zum Arbeitsbegriff in der Psychoanalyse vgl. außerdem Oliver Simons, *The »Work« of the Uncanny*, in *RISS Materialien*, 6 (2020), 79–89.

11. Vgl. Hamacher, *Suggestions "des mèrrances"*, in ders., *Keinmaleins. Texte zu Celan*, Frankfurt a.M. 2019, Klostermann, 209–254.

12. Hamacher, *Anataxis. Komma. Balance. Anmerkungen zu Jean Daives »W«*, in Jean Daive, *Erzählung des Gleichgewichts 4. W*, Basel 2006, Engeler, 123–181: 139.

13. Ebd.

14. Hamacher, *95 Thesen zur Philologie*, 69–70 [= 76. These]. Vgl. Judith Kaspers Besprechung dieser Passage in *Making Words – The Unconscious in Translation. Philosophical, Psychoanalytical, and Philological Approaches*, in *Humanities*, 12:6 (2023), https://doi.org/10.3390/h12060127.

15. Hamacher, *95 Thesen zur Philologie*, 56 [= 14. These]: »Dichtung ist *prima philologia*.«

16. Vgl. ein Echo dieser Stelle in Nicolas Abraham, Maria Torok, *Cryptonymie. Le verbier de l'homme aux loups précédé de FORS par Jacques Derrida*, Paris 1976, Flammarion, 122: »Sous le fétiche se dissimule l'amour occulte d'un mot-objet, sous cet amour, l'expérience tabouisante d'une catastrophe, sous la catastrophe, enfin, le souvenir toujours vivace d'une volupté enfouie et l'inéducable espoir qu'un jour elle reviendra. [Unter dem Fetisch liegt die okkulte Liebe zu einem Wortobjekt, unter dieser Liebe die tabuisierte Erfahrung einer Katastrophe, unter der Katastrophe schließlich die immer lebendige Erinnerung an eine vergrabene Wollust und die unerschütterliche Hoffnung, dass sie eines Tages zurückkehren wird.]«

17. Vgl. Lacan, *Freuds technische Schriften. Das Seminar, Buch I*, übers. v. Hamacher, Wien 2019, Turia + Kant; sowie Lacan, *Zur »Verneinung« bei Freud*, mit einem gesprochenen Kommentar von Jean Hyppolite, übers. v. Hamacher, Ursula Rütt-Förster, in ders., *Schriften III*, hg. v. Norbert Haas, Olten 1979, Walter, 173–220.

18. Vgl. Abraham, Torok, *Kryptonymie. Das Verbarium des Wolfsmanns*, vorangestellt Derrida, *FORS. Die Winkelwörter von Nicolas Abraham und Maria Torok*, übers. v. Hamacher, Basel 2008, Engeler. Im Folgenden werden Bezugnahmen auf Abraham und Toroks Titel in dieser Übertragung zitiert und der französische Text in die Fußnoten gelegt.

19. Hamacher, *95 Thesen zur Philologie*, 53 [= 1. These]

20. Hamacher, *Was zu sagen bleibt*, 112.

21. Abraham, Torok, *Kryptonymie*, 98. Vgl. *Cryptonymie*, 124: »Tout son espoir était dans le Professeur. Il lui dirait tout, sans rien omettre. Tout, oui, sauf … une chose: l'indicible.«

22. *Kryptonymie*, 85. Vgl. *Cryptonymie*, 104: »Tout dire et ce serait l'orgasme«.

23. *Kryptonymie*, 97. Vgl. *Cryptonymie*, 122: »Chez l'Homme aux loups cet espoir était disposé dans le mot dont il était l'amoureux secret. Ce mot-là, son Objet, il le garda par devers lui toute la vie durant.« Im Rahmen einer Trauerfeier für Hamacher, die am 11. November 2017 im »Friends Meeting House« in New York City stattfand, stellte Peter Fenves, seines Zeichens verdienter Übersetzer von *Entferntes Verstehen*, fest, Hamacher sei viel tiefer und intensiver noch als mit Menschen mit den Wörtern befreundet gewesen.

24. *Kryptonymie*, 93. Vgl. *Cryptonymie*, 117.

25. *Kryptonymie*, 94. Vgl. *Cryptonymie*, 118: »ce n'est pas une situation *comprenant* des mots qui se trouve refoulée, en emportant ceux-ci avec elle dans le refoulement, mais ce sont *les mots eux-mêmes, exprimant le désir, qui sont censés être générateurs d'une situation à éviter et à annuler à titre rétrospectif.*«

26. Vgl. Lacan, *Fonction et champ de la parole et du langage en psychanalyse*, 276: »C'est le monde des mots qui crée le monde des choses [Es ist die Welt der Wörter, welche die Welt der Dinge erschafft].«

27. Abraham, Torok, *Kryptonymie*, 94. Vgl. *Cryptonymie*, 118: »la contiguité lexicologique des significations diverses d'un même mot, c'est-à-dire des *allosèmes*, telles qu'elles sont répertoriées dans un dictionnaire.«

28. *Kryptonymie*, 91. Vgl. *Cryptonymie*, 114.

29. Dies Überleben hat auch bei Walter Benjamin die Form der Übersetzung. Vgl. *Die Aufgabe des Übersetzers*, in ders., *Gesammelte Schriften*, IV/1, hg. v. Tillman Rexroth, Frankfurt a.M. 1972, Suhrkamp, 9–21: 10: »So […] geht die Übersetzung aus dem Original hervor. Zwar nicht aus seinem Leben so sehr denn aus seinem ›Überleben‹.« Vgl. dazu Werner Hamacher, *Intensive Sprachen*, in Christiaan L. Hart Nibbrig (Hg.), *Übersetzen. Walter Benjamin*, Frankfurt a.M. 2001, Suhrkamp, 174–235, besonders 183–184. Das Kryptonym wäre somit das Überleben-in-Anführungszeichen dessen, was in der Krypta am Leben gehalten wird, ja man »muß sogar das am Leben erhalten, was das schlimmste Leiden hervorruft« (Jacques Derrida, *FORS,* 42).

30. Abraham, Torok, *Kryptonymie*, 117. Vgl. *Cryptonymie*, 146: »Un vrai jargon babélien«.

31. Ebd., 177. Vgl. *Cryptonymie*, 235: »Un mot imprononçable, puis sa rime; souvent le même mot en induit plusieurs selon son contexte fortuit.«

32. Hamacher, *Was zu sagen bleibt*, 136.

33. Paul Celan, *Aus dem Moorboden*, in ders., *Die Gedichte. Kommentierte Gesamtausgabe*, hg. v. Barbara Wiedemann, Frankfurt a.M. 2003, Suhrkamp, 335.

34. Hamacher, *HÄM. Ein Gedicht Celans mit Motiven Benjamins*, in *Keinmaleins*, 13–55: 27.